



Deutsche Literaturbriefe.

Von Dr. Walther Schotte.

I.

Lieber Freund!



Als wir noch zusammen am Strande der Ostsee lustwandelten, und Sommernächte beim Mosel in der Jasminlaube verplauderten, da ging unser Gespräch um tausend Dinge der Welt von den phantastischen Hoffnungen und Wünschen an das Leben zu den Seufzern über den Druck unserer persönlichen und der Weltlage, der nun so befreiend, wenn auch gewaltsam sich entladen hat, doch nur um neuem Druck und neuen Hoffnungen Platz zu machen. Denn immer ist nur in Spannungen alles Leben der Menschen gehalten. Stets aber wird mir unsere damals endlose Zwiesprache in verklärter Erinnerung bleiben, denn sie war nie halb, nicht mit lauem Herzen geführt und umfaßte den ganzen Menschen: das Sein und die Geschichte, Staat und Politik, Literatur und die Künste. Uns Beiden war wohl immer gegenwärtig, daß das politische und das künstlerische Leben in einem genauen Zusammenhang stehen, der begrifflich unter nationaler Kultur verstanden werden kann. Wir machten uns freilich nicht die Theorien neuerer Geschichtsschreiber zu eigen, wonach sich dieser Zusammenhang erweist in einer Parallelität der Entwicklungstendenzen in den verschiedenen Hälften des Lebens, der staatlichen und der künstlerischen. Wir wissen, daß auch das Hegel'sche System von Theseis und Antithesis diese Formen des Lebens beherrschen kann und die gefühlte Einheit als Synthesis erst im Lebenszusammenhange offenbart. Es ist hier nicht der Ort, über die Relationen der Lebensbetätigungen zu philosophieren und die Geschichtsphilosophie des Kulturbegriffes zu schreiben, nur war es mir darum zu tun, auf den engen Zusammenhang alles Künstlerischen und Politischen hinzuweisen, um in gegenwärtiger Zeit von der lebenden Literatur unseres Volkes mit politischem Gewissen sprechen zu dürfen.

Nie ersetzt ja ein Brief noch auch eine Folge von Briefen über das gleiche Thema, wie ich sie hier plane, die lebendige Zwiesprache. Eher vermag das fast die wissenschaftliche Leistung strengsten Stils, die unter ihren Bedingungen zu geben mir aber jetzt versagt bleiben muß als einem, der nur in den wenigen Mußestunden frei von militärischen Diensten schreiben darf und also sich weder der Disziplin der Methoden noch des Handwerkszeuges unserer Wissenschaft be-

dienen kann. So sei es mir vergönnt, dir und einem weiteren Kreise, dem du diese Blätter innerhalb deiner Zeitschrift bekannt geben willst, in loser Form Gedanken zu eröffnen, die ich längst gern in deinem Besitz wüßte und bekannt solchen Menschen, die wie die Leser dieser Zeitschrift ihr Verhältniß zur Literatur aus dem starken Erlebnis der Deutschtum gewinnen, das an den schönsten Quellen unseres Wesens, der fränkischen Muttererde, ihrer großen historischen und künstlerischen Vergangenheit genährt werden kann. Ich will in allen diesen Briefen über so viele Erscheinungen der jüngsten literarischen Gegenwart immer wieder fragen, bedeuten sie für unsere nationale Zukunft, besonders nach diesem Kriege, ein Versprechen; wird ihr Schaffen das Leben ungeheurer Thaten, in Gesinnungen, Gedanken und Gesichten begleiten, die jener würdig sind. Werden ihre Werke zu dem Deutschen der That wieder den Deutschen des Gedankens stellen, der jenem die Hand reichen darf. Dürfen wir von den Dichtern und Denkern unseres Volkes hoffen, daß sie das Ihre beitragen, die Hemisphären der Welt gleich zu machen und ihr zerstörtes Bild in einer moralischen und geistigen, seelischen und sinnlichen Schönheit wiederherzustellen, die der Kraft und der Glut unserer handelnden Menschen und der Größe ihrer Thaten entspricht. Das sind die sehr ernstesten Fragen, die auch den bewegen sollen, der dem Gesetz mit freiem Willen gehorchend, jetzt aus den Kreisen seiner Arbeit und seines Lebens geschieden ist, um in endlosen Tagen und Nächten, in Wind und Regen, in Sonnenschein und unter gestirntem Himmel, in seinem Herzen auf sich allein gestellt, sich immer wieder bezwingend, mit seinen Brüdern kämpfen muß gegen unsere Feinde.

Es wäre töricht zu untersuchen, ob eine bestimmte Literaturrichtung der jüngsten Vergangenheit berechtigt war oder nicht, ob es richtig wäre in ihrer Bahn fortzuschreiten oder einer anderen zu folgen, ob der Naturalismus oder Impressionismus noch eine Zukunft haben darf. Ob die Literatur wie es der Schrei nationalistisch hornierter Tageszeitungen fordert an den alten deutschen Idealismus wieder anknüpfen soll, oder gar an die autochthone, mit dem Mittelalter geheimnisvoll verbundenen Entwicklung Göthes, die nach Mancher Meinung durch seine Hinwendung nach Italien, durch Iphigenie und Tasso unterbrochen wurde, an seinen Urfaust und die prometheischen Gedichte. Alle solche Fragen sind Unsinn und verkennen das Wesen der Dichtung und des Dichters. Die Natur des Künstlers läßt sich nicht abstrahieren in einen allgemein gültigen Typus. Es gibt den wesentlich sinnlich bewegten Menschen unter den Künstlern, der die ungeheure Welt der Erscheinungen um ihrer selbst willen fassen muß, sei es in Farben und Formen, in Bewegungen, Tempi und Rhythmen. Und schon unter den rein sinnlichen Menschen scheiden sich die Künstler der harten Wirklichkeit und der ganz ungebundenen schöpferischen Phantasie. Dann aber muß man an die sentimentalsten denken, dies Wort im eigentlichsten Sinne gebraucht, die gefühlsmäßig der Welt Gegenüberstehenden, sie mit ihren Gefühlen Ertränkenden, ihr Bild nach Sehnsucht und Wollen Wandelnden, muß bedenken, aus welchen Gründen des Lebens alle Sehnsucht, alle Gefühle, alles Wollen der Menschen kommt, um die Fülle der Möglichkeiten zu verstehen, in denen

sich der sentimentale und moralische Künstler zur Welt stellt, und wird dann begreifen, daß der Formen künstlerischen Schaffens viele sein können, und daß jene, die die Schlagwörter von Impressionismus und Idealismus andeuten, nebeneinander bestehen können und ihr eigenes Recht haben wollen. Und doch wird man in den Abfolgen, in denen zeitlich etwa Idealismus und Impressionismus zu herrschenden Formen werden, einen tieferen Sinn suchen dürfen, der mit dem vom Werden und Vergehen ganzer Kulturen zusammenstimmt.

So, glauben wir, ist es kein Zufall, wenn ein junger fränkischer Dichter gerade in diesen beiden letzten Jahren mit seinen ersten Werken eine stärkere Aufmerksamkeit erregt hat, weil in ihnen zweifellos ein leidenschaftliches Postulat an das Leben zu künstlerischem Ausdruck kommt, ja schon die Bedingung bildet, unter der der Mann zum Künstler geworden ist. Seine Forderung eröffnete ihm Seiten des Buches, das vom Leben und vom Menschen handelte, die noch nicht gelesen wurden oder so doch noch nicht verstanden wurden. Wir begreifen, daß da mit Schlagwörtern wie Idealismus und Impressionismus nichts mehr gesagt werden kann. Wenn das Lebensdetail der Natur nur abgelautet werden kann von einem Hörenden, in dessen Seele eine Scham brennt, ein sittliches Wollen sich aufbäumt, was besagt da dieses Detail auch in seiner Wiedergabe als reine Perzeption oder Impression. Wir halten uns daran, ob das Postulat zu künstlerischem Ausdruck kommt, d. h. ob wir durch die Gewalt des Künstlers gezwungen sind, das von seinem Postulat bestimmte Weltbild anzuerkennen als wahr, in seine sittliche Forderung einzustimmen, mit seiner Sehnsucht zu klagen, mit seinem Zorn zu schelten.

Ich muß hier eine Einschaltung machen über die Verflachung der Kritik¹⁾. In den Besprechungen über Leonhard Franks Werke, auf die ich hier aufmerksam machen will, finde ich folgendes Potpourri von Einschachtelungen dieser Dichtungen in unsere literaturgeschichtliche Nomenklatur. Dr. Paul Schlenker spricht von Franks Naturalismus, der ihn und den Verleger Fischer, den Verleger Jbsens und Hauptmanns an ihre Jugendzeit erinnert. Bermann findet etwas von der Art unserer deutschen Romantiker darin, Eichendorffs, aber auch er bekennt andererseits, dieser Roman „riecht nach dem wirklichsten Leben“. Joachim Benn rühmt die zangenhafte Schärfe, in der jeder Sinnesindruck festgehalten wird. Alfred Bratt aber meint, nicht ein scharf konturiertes Bild, sondern der elementare Kern des Lebens würde hier erfaßt und wiedergegeben. Und so geht es fort. Ich stimme nur mit einem Wort des Kritikers der Berliner Volkszeitung Max Schach überein, allerdings anders als er es meinte, nicht mit Bezug auf den Kritisierten, sondern mehr auf seine Rezensenten: „Schreiben wollen das ist nicht so schwer, und es ist keine Tragik, wenn man es besser meint als trifft, schreiben müssen —.“

¹⁾ Vgl. aber die feinsinnige, gerade auch das formale würdigende Kritik von Hugo Vogt in Heft 8 dieser Zeitschrift. Auf das etwas merkwürdige Charakteristikum: „naturalistisch im guten Sinne“ dürfte Vogt bei seinen folgenden Ausführungen auch nicht zuviel Gewicht legen.

Als Schiller die Räuber schuf und Kabale und Liebe, da war es ein ungeheures soziales Leiden und Mitleiden, der individualistische Drang zum Leben nach eigenem Recht, Haß und Freiheitssehnsucht, die den jungen Künstler beflügelten und gegen eine Welt von Feinden aufstehen ließen und diese Welt erobern mit der impetuellen Gewalt seiner Künstlerschaft. Die bekämpften sozialen Ordnungen von damals haben anderem Platz gemacht, ob besseren oder schlechteren, das ist hier nicht die Frage; gewiß ist, daß es ein soziales Leiden, ein soziales Elend gibt, das an uns wieder Forderungen richtet, an die Glücklicheren zu helfen, an die Betroffenen zu innerer Selbstbefreiung. Wir haben vor dem Kriege nichts so sehr gefürchtet wie die kapitalistische Verelendung der Massen, die Gewalt Herrschaft einer Plutokratie, die selbstgerechte Verohung aller besitzenden Bürgerlichkeit gegenüber der konstanten Not der Sedemütigten, der mit Händen, mit dem Kopfe um das tägliche Mittagessen Arbeitenden. Wir hangen um die geschändete Menschenseele der Einzelnen. Denn sie wissen es „materielle Not verursacht Seelennot, versaut die Seele“, daher der Protest der Betroffenen „haben Sie schon einmal darüber nachgedacht, weshalb ihre Existenz so großartig glatt ist? während Millionen von Menschen ihr Leben in Dreck und Elend verbringen müssen . . . „es hat kein Mensch das Recht eine glatte Existenz zu haben“. Gegen die Antwort der Bourgeoisie von der unvermeidlichen sozialen Rückwirkung des Kampfes ums Dasein dröhnt aber die Anklage: „Der Kampf ums Dasein ist eine von den Menschen erfundene Gaunerei“ . . . Da erlaubt sich eine kleine Minderheit den Verstand von Übermillionen so krank zu machen, daß sie in ihrem Elend am Ende schon glauben, das Elend müsse sein. Und für diese die Erde verdunkelnde Niedertracht nimmt die Minderheit den gesunden Menschenverstand in Anspruch.“ — „Der gesunde Menschenverstand — verteidigt sich der reiche Zimmernachbar gegen den verhungernenden Dichter in Franks Novelle „Die Ursache“ — sagte einem doch, daß es Unterdrückte und Unterdrücker geben muß, so ist das Leben“. Gegen Menschen wie diese „kommen wir nicht auf“ stammelt der Dichter und in das gemeine Drängen der Zimmervermieterin um Geld klingen traumverloren die Worte „und dabei könnten wir mit Königen verkehren“. Dies „mit einem wunderbaren Lächeln auf dem Gesichte“. Der Verhungernende geht zu einer Dirne, Geld zu leihen, das sie verdient, während, er durch Zufall im Nebenzimmer eingesperrt, warten muß, bis die Schändung der Menschheit vollendet ist. Zu einer Dirne, die ihn liebt, weil er in ihrer Not ihre Menschenseele erkannt hat, die Schwester seiner eigenen Verelendung gefunden hat!).

Dieser Mensch, das ist der Glaube Franks, ist zu den Demütigungen des Lebens verflucht, nachdem und weil schon seine Kinderseele einmal von ihnen gebrochen wurde. Alles Leben wird vorgezeichnet in den Tagen der Kindheit. Aus dieser Erkenntnis fließt eine ungeheure Forderung an die mitlebende Menschheit, sie bedeutet mit ihrer Forderung eine ungeheure Fülle von Lebenseinsichten und Problemen. Sie beleuchtet nie gesehene Dinge.

1) E. Frank: Die Ursache. f. u.

Es entsteht das große Problem der Wechselwirkungen von Veranlagtheit, Vererbheiten, Erziehung und Lebenserfahrungen im werdenden Menschen. Man nehme eine Hand voll Menschen, Kinder, die unter den gleichen oder doch ähnlichen Bedingungen aufwachsen und beobachte wie die gleichen Einwirkungen verschiedene Gegenwirkungen und Lösungen erfahren. Man schaue auf das wunderbare Spiel des sich Entwirrens von Lebensfäden aus dem Knäuel verzweilungener Lebenstage von Kindern. Das tut Franks Erstlingswerk, der mit dem „Fontanepreis“ gekrönte Roman: „Die Räuberbande“.¹⁾ Der gemeinsame Hintergrund aller Lebensschicksale ist hier Würzburg. Es ist gleich bemerkenswert, daß dieser Name nicht ein uns allen gleiches Bild auslöst. Denken wir Glücklicheren an Würzburg, so ist es die Stadt des Mittelalters und des festlichen Barocks Balthasar Neumanns, die Stadt einer wunderbaren, geheimnisvollen, von einer mystischen Glut erfüllten Gotik und einer überquellenden, ganz fessellosen, schenkenden und beschenkenden Lebensfreude. Die deutsche Stadt Deutschlands, seine heilige Stadt. Für jene Proletarierkinder ist es die Stadt geistlicher und kleinbürgerlicher Bedrückung, die Stadt, der man im Freiheitsdrang der fünfzehn Jahre den Untergang schwört, die Stadt, deren Mauern, Türme nur dazu dienen, der „Räuber freies Leben“ zu gewähren. Den kindlichen Spielen, in denen die Gestalten Karl May'scher Romane, Winnetou, Oldshatterhand und all die anderen, Leben gewinnen, so stark, daß sie sogar in die nüchterne Wirklichkeit des späteren Lebens mit hinüber genommen werden, stehen die täglichen Leiden gegenüber, die Selbstgerechtigkeit und sadistische Schultyrannie des Lehrers Mager, die engherzige Strenge in der Not hartgewordener Eltern, die obscönen Zustände zerrütteter Familienverhältnisse, Prostitution, Ehebruch, Zuhältertum, kindlichen Seelen zu fügen. Für die meisten bedeuten die bunten Illusionen knabenhafte Spiele, eine Episode der Jahre; jener verroht zum Verbrecher, dieser wird zum gern aufgenommenen Mitglied des Pfahlbürgertums. Ein anderer behält sein knabenhaftes Draufgängertum, seine fröhlich renommistische zupackende Art, die die das Häßliche abschüttelt, er wird in der Fahrinne des heiteren Selbstbetruges im Strom des Lebens schwimmen können. Zwei aber sind da, mit stärkerem Herzschlag, Winnetou, der zum entsagenden Dienen geborene, der glutstarke demütige Mönch und sein Widerspiel Oldshatterhand, der den Demütigungen des Lebens nicht Gewachsene. Das Buch müßte eigentlich Oldshatterhand heißen, ihm ist es gewidmet. Oldshatterhand ist Künstler, für ihn gibt es nicht den Gegensatz zwischen Wirklichkeit und Illusion. Die Träume der Räuberbande vom dem „wildem Westen“, dem Kampf mit Indianern, der Eroberung der Welt waren ihm Wirklichkeit, eine Welt, die die häßlich Skepsis der den Kindesjahren entwachsenen Kameraden und die Erkenntnis eigener Schwäche einstürzen; Oldshatterhand's erstes großes Leid. Aber die Sehnsucht bleibt und das Träumen. Als er Arbeiter ist in einer Dresdener Fahrradfabrik, da kreisen seine Träume mit den Wellen der Räder und dem Singen der Transmissionen. „Er wollte etwas werden,

¹⁾ Bei G. Müller, München 1915.

nicht gerade Heerführer oder Minister, aber etwas was ihm die Achtung der Menschen einbringen mußte.“ — Künstler.

Das Verlangen nach Achtung, nach freier, menschlicher Geltung unter den Mitlebenden, nach einer Position, die alles Untergeordnete, Demütigende ausschließt, ist ein typisches Lebensbegehren der Künstler. Je stärker der soziale Trieb nach glücklichem, gültigem Einbezogensein in das Leben bürgerlicher Gemeinschaft den Künstler erregt, um so größer pflegt die Individuation zu sein, um so unabwendbarer das Verhängnis der Einsamkeit. Um so mehr Pflicht ist es, die große Passion des Künstlertums zu tragen, den Weg zu gehen, auf dem niemand dem Märtyrer seiner schaffenden Kraft das Kreuz abnehmen will, jeder die nach Hilfe, nach Verstehen, nach Anerkennung sehnächtigen Augen mit Spott und Verachtung abweist. Wenn die Lebensschicksale großer Künstler von Hölderlin bis Nietzsche für diese harte Wahrheit, daß der Künstler einsam ist und bleiben muß und den heißen sozialen Drang seines Herzens überwinden muß, die lauteste Sprache führen, wenn die Brüder Mann diesen Fall unter dem Gesichtspunkt der lebendigen Antinomien des naiven Laienmenschen und des Wissenden, d. h. sehnächtigen oder sentimentalen Menschen, des Ästheten und Künstlers behandeln, so erweitert E. Frank das Problem zu einem allgemein menschlichen: Die anima candida, die sehnächtige Kinderseele, der träumende Mensch, ob er nun zum großen Künstler qualifiziert ist oder nicht, diese Menschen sind es, die das Schicksal bricht, wenn die Reinheit ihres frommen, kindlichen Verlangens zu fein mit und unter den Menschen, häßlich beschmutzt wird. „Wann auch immer Oldshatterhand einem gutgekleideten Menschen begegnete, der ruhig seines Weges ging und dessen Gesicht von Demütigungen nicht gezeichnet war, folgte er ihm, dachte er glühend sich in ihn hinein, bis er selbst zu dem vor ihm Gehenden wurde, worauf er seine Wunschphantasie klettern ließ.“ Und in den Krisen der Enttäuschungen schilt sich der junge Maler: „immer waren alle kräftiger und geachteter als ich, immer und überall war ich hinten dran, wie habe ich nur denken können, daß aus so einem schwächlichen, verachteten, verprügelten, durch und durch lächerlichen Kerl ein Künstler werden könnte“.

Eine Bagatelle führt die Katastrophe herbei. Auch sie nur ein letztes Glied der „eisernen Ursachenkette“ eines Lebens. Der Kind gebliebene, der ewige Illusionist läßt sich plump betrügen, gerät in den Verdacht eines Verbrechens, reinigt sich durch die Selbstverständlichkeit seiner Unschuld, aber die öffentliche Erklärung, die Wiederherstellung seiner sozialen Ehre kommt einen Tag zu spät. Der Not dieser Wochen des Ausgestoßenseins, des verachtet Angeblicktwerdens, der Verdächtigungen, überscharf empfunden, diesen Demütigungen ist sein Herz nicht gewachsen. „Manchmal weiß ich, daß ich der Gemeinste bin und der Niedrigste . . . manchmal weiß ich, daß ich der Größte bin, der Größte von der Welt“. In der Angst dieser Stunden malt er sein Traumbild, sein Sehnsuchtsbild. In drei Nächten und drei Tagen. „Eine feuchte, dunkle Gasse; auf den Stufen vor den Häusern saßen Mädchen, Märchengestalten, die Arme um die Knie geschlagen, in rosa, blauen, violetten Hängekleidern, und manche in blutroter Seide.

Traurige Prinzessinnen, die auf den Erlöser warteten. Es war die Hurengasse von Frankfurt a. M. An den Eingang der Gasse hatte Oldshatterhand sich selbst gemalt — einen Prinzen im enganliegenden Wams, der auf den Zehenspitzen stand und die langen, gespreizten Finger ekstatisch in die Gasse streckte, halb abwehrend, halb zugreifend. Grauen und eine Süßigkeit war in dem Bild."

Oldshatterhand erschöpfte sich, er war nicht stark genug, er hatte nicht die Kraft, „die Verachtung der Menschen zu verachten" und einsam zu sein. Ohne die Achtung der Menschen konnte er nicht leben. „Die Gassen, in denen ich aufgewachsen bin, schämen sich meiner, flüstern mir ihre Verachtung zu. Die Gesichter in den Fenstern ziehen sich ins Dunkel zurück vor mir. — Ein Kind deutet mit dem Finger auf mich, wo soll ich mich verstecken . . . ihre Verachtung tötet mich", . . . „meine Mutter unter ihnen weint".

Aber „es gibt nur Zweierlei: lügen wie die anderen = sein wie sie, oder ihre Verachtung verachten = einsam sein", denn „solange ein Mensch den Weg der Einsamkeit geht, um sich zu finden, stehen die Menschen zu beiden Seiten seines Weges und höhnen und verachten ihn". —

Es ist der unbezwingliche Glaube an die Güte im Menschen, der den Dichter mit dieser Erkenntnis nicht resignieren läßt, der ihn vielmehr mit der furchtbarsten Anklage aufstehen läßt, mit einer Forderung, daß es anders werde, besser, wie es gewaltiger lange nicht gesagt ist. Denn das geschieht in der ganz meisterhaften Novelle „die Ursache".¹⁾ Hier spricht der Dichter, der zum Mörder geworden ist an dem Peiniger seiner Kindheit, dem Lehrer Mager, der ihm die erste, ins Herz sich freßende Demütigung antat, als er ihn ausschloß aus dem Kreise der anderen, für Jugendlust ihn lächerlich bestrafte, seine Armut ihn fühlen ließ. Hier spricht der infolge eines dem gesunden Menschenverstand sinnfälligen Indizienbeweises, wegen Raubmord unschuldig zum Tode Verurteilte, in seiner letzten Verteidigung, nicht von sich, sondern von den letzten Ursachen aller sozialen Verbrechen, und verfolgt die Ursachenkette eines Menschenlebens bis in die Erlebnisse der Kindheit. „Diese Erlebnisse erscheinen nur dem Erwachsenen klein, das Kind empfindet sie riesenhaft groß, wird furchtbar getroffen und erschüttert, denn sein ihm angeborener unbedingter Glaube an das Leben, seine Naivität bekommt die erste Wunde. Das macht das Kind unsicher und empfänglich für neue Verbrechensursachen, an denen es noch unverwundet vielleicht vorbeigegangen wäre". „Alle bösen Erlebnisse leben, ohne daß es das Kind weiß in ihm weiter, werden mit ihm groß, bestimmen all seine Handlungen". Sie werden zu einer Ursachenkette, die eigen- und übermächtig dem Menschen wird; und stellen sich nicht dem Menschen Erlebnisse in den Weg, die die Kraft der Reinigung besitzen, so ist er zum Bösen verdammt, vor allem jene, die das Leben infolge ihrer Empfänglichkeit tiefer infiziert. „Da müssen sie nun für Handlungen einstehen, die sie garnicht selbst tun, denn der Mensch ist nur der Hammer, die Ursache aber die Faust, die den Hammer schwingt".

¹⁾ Aprilheft der „Weißen Blätter", Leipzig 1915.

Eine fast wahnsinnige Anklage gegen die Menschheit brüllt aus dem Munde des dem Tode von ihr Überlieferten. In einem ungeheuren Vergleiche wird der soziale Zustand in seinem widersinnig harten materiellen Kampf begriffen, als ein verderbenbringender Wasservirbel, trichterförmig riesengroß. „Oben fahren die Repräsentanten, die Stützen der Gesellschaft im großen Kreis geschützt und gleichmütig, langsam die Bahn ihres Lebens ab“. „Über unten wird der Trichter eng, immer enger, und das Wasser rast im Kreis! Unten werden die Menschen herumgewirbelt, gegeneinander geschleudert. Eine ungeheure Reibung findet statt — Der furchtbare Kampf ums nackte, nackte Leben! . . . Die falsche Moral, einem unaufhörlich quellenden, giftigen Nebel gleich, erfüllt den Trichter, verwirrt die Seelen, verdeckt die natürlichen Wege. Millionen zwingt man, die Armut da unten zu ertragen, im Elend zu verblöden und unterzugehen! Andere Millionen Unglücklicher drängen hinauf, wo die Kreise groß sind, wo das Leben ist. Über die Oberen und der Rhythmus des furchtbaren Wirbels drücken nach unten. Und dieser Wunden schlagende Rhythmus ist nur durch Verbrechen zu unterbrechen. . . . Dann wird verurteilt und geköpft“.

Ein Tendenzroman zur Abschaffung der Todesstrafe? wie lächerlich! die Dichtung unter diesem Gesichtspunkt zu begreifen. Ein ungeheures soziales Mitleiden, ein Einfühlen, gesteigert zu solcher Intensität, daß es die Wirklichkeiten des Lebens und die Träume identifiziert; ein innerstes Ergriffensein von der Wahrheit der Erkenntnis einer den freien Willen bindenden Ursachenkette unseres sozial geformten Lebens; ein tiefstes Erleben, vielmehr Umsetzen der Theorie von den „vergessenen Kindheitserlebnissen“ in die Fülle des Lebens schuf hier ein Werk von so divinatorischer Folgerichtigkeit im Psychologischen, was reiner Intellektualismus niemals erreichen würde, von solcher Fülle der Anschauung bis zu den erschreckendsten Details, von solcher fressenden Glut, daß es trotz jugendlicher Unzulänglichkeiten im Einzelnen, trotz übrigens routinierter und skrupelloser Anwendung einiger billiger Effekte zu den größten und dauernden Erscheinungen unserer Zeit zu rechnen sein wird. Und mit dieser Charakteristik ist eigentlich auch gesagt, daß der Dichter zu denjenigen gehört, an die die neue Zeit eine Forderung zu stellen hat. Es ist kein Zweifel, daß das soziale Problem an sich sowohl wie in seiner besonderen Relation zu dem der deutschen Individualisation die große Aufgabe unserer Zukunft bildet, daß sich hierin die deutsche Kultur erfüllen muß, daß sie von hier aus die Sittlichkeit und die moralische Kraft gewinnen muß, um die zerfallende europäische Welt wieder herzustellen. Nicht Intellektualität, sondern Blut und Schauen, die genialen Kräfte der Tiefe, die schöpferischen bauen die Welt auf; im Angriff, im Sturm, in den Offenbarungen standen seit jeher den Männern der Tat, den Staatsmännern, Parteimännern, den wohlwollenden Menschenfreunden die feurigen Kräfte der Dichter zur Seite. In der Glut der Dichtung sind die Ideale geboren worden, sind die Erkenntnisse zu leidenden schaffenden Erlebnissen geworden.

Die Spannung auf E. Franks nächstes Werk ist groß, größer die Forderung. Das Problem des Winnetoumenschen, das der Jugendroman nur wie einen

Mantel aufgerollt hat um die Lebensunruhe und zerflatternde Todesangst Oldshatterhands, das Buch von dem zum Dienen Geborenen, dem passiven und schönen Menschen, dem Kontrapunkt der singenden oder verzweifelnden Dichterseele wartet auf Frank. Wie er die Menschenschicksale in jenem Jugendroman neben- und miteinander aufgebaut hat, das größere Werk des Lebens andeutend, das einer tragischen Einbeziehung aller Individuation in den moralischen Haushalt der Natur, was zunächst für den Winnetoumenschen tiefer zu fassen noch ist als in jenem Roman, tut sich für den Dichter auf die Hölle und der Himmel einer Kosmogonie der Seelen an sich, der eingeborenen Menschenschicksale.

Alles Verstehen heißt alles Verzeihen, größer aber ist, tiefstes Verstehen und alles Fordern. Über den Relativismus erhebt sich die Sittlichkeit, die sich zur alten fordernden Klage verdichtet:

Ihr führt ins Leben uns hinein,
Ihr laßt den Armen schuldig werden,
Dann überlaßt Ihr ihn der Pein,
Denn alle Schuld rächt sich auf Erden.

Der Schütze von Gommersdorf.

Von Karl Hofmann.

In Gommersdorf am Turme, da steht ein Bild aus Stein;
Man sagt, es soll ein Ritter von Burg Aschhausen sein.
Einst stand es in der Kirche wohl auf des Ritters Grab:
Seit aber dies zerfallen, man höhern Stand ihm gab.
Dort war es manche Jahre vom Volk mit Scheu geehrt,
Bis frech einst ein Franzose das Ritterbild versehrt.
Er kam mit Turennes Scharen ins deutsche Frankenland,
Den welschen Mut zu fühlen, wo er auch ging und stand.
Und wie er hoch am Turme das Ritterbildnis sieht,
Er rasch von seinem Rücken, die Steinmuskete zieht.
Er zielt, es blitzt die Flinte und tönt wie Donnerhall:
Weg ist des Ritters Nase; die Franzosen lachen all.
Und weiter zieht die Rote das Thal der Jagst entlang,
Bis endlich bei Herbsthausen der Mercy sie bezwang.
Wie leichte Spreu im Winde zerföb die welsche Macht;
Nur kleine Häuflein zogen durch's Jagstthal noch bei Nacht.
Zu Gommersdorf beim Turme todwund ein Franzmann sinkt,
Durchschossen Nas' und Wange, sein Blut die Erde trinkt.
Es ist der freche Schütze, den hier die Rache traf.
Nun schläft er an der Stelle dort seinen ew'gen Schlaf.